

Carsten Gansel
Johannes R. Becher zwischen
Dichten und Funktionieren
Vor-Spruch

Johannes R. Becher steht wie kaum ein anderer Schriftsteller als Paradigma für „Triumph und Verfall“ der DDR und eines Teils ihrer Literatur. Was wird aus einem „Staatsdichter“, wenn der Staat nicht mehr existiert? Was bleibt von seinem literarischen Werk? Obwohl Lyrik und Prosa von Becher über vier Jahrzehnte Gegenstand von Literaturstunden in der SBZ/DDR waren, gingen wohl nicht erst in den letzten Jahren viele Leser auf Distanz. Das Bechersche Pathos der Aufbruchsjahre, vereinfachte Strophen- und Reimformen, verbrauchte lyrische Mittel standen in krassstem Widerspruch zu den erlebten „rostigen Verhältnissen“. Vielleicht mögen Angehörige der „Gründergeneration“ in Bechers Heimat-Topos, seinem Deutschland-Bild und vor allem in den Metaphern des Neubeginns eigene Träume wiedergefunden haben. Und vielleicht lasen sie, sofern sie denn die Bedingungen „gebremsten Lebens“ (Volker Braun) als solche wahrnahmen und nicht längst funktionierten, die Becherschen Motive der Dunkelheit und Trauer als Chiffren für verlorene Ideale oder „gestockte Widersprüche“ (Franz Fühmann) - wenn sie ihn denn lasen!? Johannes Bobrowski dürfte schon früh eine vorherrschende Sicht auf Becher getroffen haben: „Dies ist der größte Dichter, so redet und schreibt man. Ich stimme immer damit überein, er ist der größte, gewiß; /nämlich der größte tote Dichter bei Lebzeiten, einer, /den niemand hörte und las, - aber er lebte und schrieb.“

Franz Fühmann hat vermutet, daß Bechers Doppelleben als Dichter und Kulturpolitiker wenig glücklich war, weil er erfuhr, was für einen Schriftsteller eigentlich das schlimmste

ist: eine „bestimmte Art des Nicht-ernst-genommen-Werdens durch absolute kritiklose Überhebung“.

Becher selbst beklagte, wie wenig Kritiker die „poetische Substanz“ seines Werkes erschlossen hätten. Im Tagebuch „Auf andere Art so große Hoffnung“ sinniert er: „Als Dichter muß ich erst noch entdeckt werden, was das Politische bis jetzt verhindert. Meine eigentliche poetische Seele - wer kümmert sich darum. Lukács hätte das Zeug dazu, aber bis jetzt liest er darüber hinweg und stellt mich nur ‚im Zusammenhang‘ dar. Ja, alle machen dort Halt, wo bei mir die eigentliche Poesie beginnt, und doch ist nur von dort her alles andere erklärlich und deutbar.“

Katja Lange-Müller, die zur jungen Autorengeneration in der DDR gehörte, verspürte Erleichterung, daß Johannes R. Becher, der „zeitlebens so viele, so nette Sonette verfaßte, dessen morphium- und sehnsüchtiger Wunsch es war, ‚als namenloses Lied durchs Volk zu gehn‘“, sich doch noch „zuschanden gedichtet“ hatte. Sich ihrer DDR-Jahre erinnernd, blieb Becher für sie der „Neoanderthaler von Kulturminister“, ein „Nationalhymnentexter“, mit dem man sie in der Schule quälte, ein „Oberlandgerichtsratssprößling“ und „Prostituiertenmörder“.

Der Zerfall des „Real-Sozialismus“, Veröffentlichungen bisher nicht zugänglicher Texte und Dokumente in Zeitschriften und natürlich die Bücher von Walter Janka „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ (1989) oder Hans Mayer „Der Turm von Babel“ (1991) haben Becher durch Vorwurf wie Verteidigung wieder interessant gemacht. Für Hans Mayer ist der Kulturminister Becher bis heute „ein Glücksfall“. Aber er konstatiert: „Die Widersprüche in diesem Leben und Werk sind nicht zu zählen. Wenn es um Becher ging, gab es nur Freunde oder erbitterte Feinde.“

Widersprüche im Werk Bechers, wo sind sie erkundet? Bis zum Herbst 1989 dominierte Verdrängung oder dezent-andeutende Umschreibung. Ausgespart blieben die Tötung der älteren Geliebten Fanny Fuß (1910), die frühexpressionistische Dichterrevolte und Freundschaft mit bekannten Autoren der Boheme, Bechers Morphiumsucht mit den ständigen Krankenhausaufenthalten, Hoffnungslosigkeit

und Selbstmordversuch im Exil in der Sowjetunion ebenso wie die schweren Erschütterungszustände nach der Rückkehr und in den fünfziger Jahren. Die „Reinigung“ der Biographie Bechers bestimmte die Lesarten seiner Texte. Hinzu kommt, daß aufschlußreiche Zeugnisse für äußere Zwänge und innere Nöte, in die Becher verstrickt war, erst 1989/90 gedruckt werden konnten. Übrig blieb ein langweilendes (kommunistisches) Dichter-Vorbild.

Dichtung im Dienst

In den vergangenen Jahrzehnten wurden widerspruchsvolle Prozesse und schließlich poststalinistische Eingriffe zu Bildern vom vermeintlichen Aufstieg ins Reich der Freiheit, die - aus welchen Gründen auch immer - selbst jene mitproduzierten, deren Erfahrungen andere waren.

„Nicht zufällig“, schreibt Juri M. Lotmann, „erfolgt jede Zerstörung von Kultur als Vernichtung von Gedächtnis, als Tilgung von Texten, als Vergessen von Zusammenhängen.“ Zweifellos war Becher daran mitbeteiligt. Gerade weil er zu jenen gehörte, die wirklich glaubten, ist sein Schicksal exemplarisch und tragisch zugleich. Mit der Rekonstruktion der historischen Kontexte durch das Dokumentieren der tatsächlichen Vorgänge im Umfeld von Negativ-Einschnitten allein ist es nicht getan, will man die Widersprüche im Leben und Werk Bechers ergünden. Die hier publizierten Gedichte, Briefe, Reden sollen keine Ehrenrettung des ins Gerede Gekommenen bezwecken, ebensowenig ist beabsichtigt, Zeugnisse für Bechers Kleinmut, Feigheit oder Selbstzensur ins Blickfeld zu rücken. Es geht um mehr als um Moral oder Amoral.

Zur Diskussion steht mit Becher das Verhältnis der kommunistischen Bewegung zur Kunst, zu Intellektuellen und zu menschlichen Idealen wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit oder eben zur Individualität schlechthin.

Die Oktoberrevolution hat das Entstehen negativer Utopien in den nachfolgenden Jahren geradezu provoziert. In Jewgeni Samjatins „Wir“ erscheint z. B. Individualität als etwas Krankhaftes, dem durch Gehirnoperation zu begeben ist.

Macht deshalb ein Brief des jungen Becher an seine Freundin Eva Herrmann vom Januar 1924 so erschrocken? „Mein Leben hat“, heißt es da, „was Freunde und Bekannte anbetrifft, eine vollständige Wendung genommen. Das Caféhaus ist vorbei, die lustige Künstlerei und Schwabingerei ist vorüber. Ich habe jede Minute zu tun. Ich habe zu *funktionieren*, so ist z. B. das Lenin-Gedicht im Auftrag innerhalb einer knappen halben Stunde geschrieben.“ (Hervorhebung - C.G.)

Die absolute (Partei)Disziplin mag für den suchtgefährdeten Individualisten Becher damals die Rettung gewesen sein. Für den Intellektuellen und Dichter auch?

Becher gehörte wie sein Freund Lukács zu jenen Intellektuellen, die in den zwanziger Jahren den Weg zum „Berufsrevolutionär“ nahmen und sich einem Parteiapparat unterordneten. Der Preis für Disziplinierung war der sukzessive Erhalt von Macht. Damit unterschieden sie sich von Intellektuellen, die - wie Hermann Hesse, Ernst Robert Curtius, Karl Jaspers oder der frühe Thomas Mann - eine „Politisierung des Geistes“ als Verrat an einer schöpferischen Persönlichkeit sahen. Ebenso bestand ein Abstand zu denen, die eine Vermischung von Geist und Politik mit der Begründung ablehnten, damit würde der Geist ins Affirmative gezogen und die Politik triebe ins Illusionäre. Becher folgte dem Bebelchen Mißtrauen gegen die Intellektuellen als „Klassenverräter“ und war von dem Wunsch beseelt, in sich den Bourgeois abzutöten. Ganz in diesem Sinne heißt es bei ihm: „Der Intellektuelle, der zum Proletariat kommt, muß den größten Teil dessen, was er seiner bürgerlichen Abstammung verdankt, verbrennen, bevor er in Reih und Glied mit der proletarischen Kampfarmee mitmarschieren kann. ... Untergehen muß die vielgepriesene, die lig- und hochgehaltene ‚Persönlichkeit‘. Untergehen muß die künstliche innere und äußere Aufmachung, das Übersteigerte und Paradoxe, all das Launenhafte und Stimmungsmäßige, womit sich eine ‚Persönlichkeit‘ großtut.“ Aber geht mit der Vernichtung des „Übersteigerten“, des „Paradoxen“, des „Launenhaften“ und „Stimmungsmäßigen“ nicht gerade ein unverzichtbares Potential künstlerischen Schaffens verloren? Bechers Visionen vom Untergang der morbiden bürgerlichen Individualität als Voraussetzung einer apokalyptischen

Wandlung konnten nicht ohne Konsequenzen für seine literarische Praxis bleiben.

Eine solche Auffassung wird in dem Augenblick zum Problem, da der mit der kommunistischen Bewegung verbundene Intellektuelle *reale Macht* besitzt. Es ist nur konsequent, wenn nun die Vorstellung von der Aufhebung des unter bürgerlichen „Klassenverhältnissen“ existierenden Widerspruchs von Geist und Macht dominiert. Da mit dem Sozialismus das „Reich der Freiheit“ begänne, seien auch Geist und Macht nicht mehr einander ausschließende Pole. Die klassische Aufgabe des Intellektuellen, sich „für verletzte Rechte und unterdrückte Wahrheiten, für fällige Neuerungen und verzögerte Fortschritte an eine resonanzfähige, wache und informierte Öffentlichkeit“ zu wenden, existiere nun nicht mehr. Weggefallen sei auch das Pochen auf „universalistische Werte“, das Verlassen auf einen „halbwegs funktionierenden Rechtsstaat“ und schließlich auf eine Demokratie, die nur durch das „Engagement der ebenso mißtrauischen wie streitbaren Bürger am Leben bleibt“ (Jürgen Habermas).

Eine politische Kultur des Widerspruchs, die erst eine demokratische Mitbestimmung sichert und Institutionen des Staates kontrolliert, gilt nach der Machtergreifung in kommunistischen Ländern als destruktiv, verbrecherisch, menschenfeindlich und wird mit Mitteln des sanktionierten staatlichen Terrors bekämpft. Das Stichwort „KEINE FEHLERDISKUSSION“ legitimiert das psychische wie physische Abtöten von intellektueller Kreativität. Die vermeintlich totale Welt-sicht nimmt totalitäre Formen an. Jede dogmatische Einengung oder angenommene „ewige Wahrheiten“ bedeuten das Ende wirklicher Bewegung und machen „den“ Intellektuellen zum Popanz der Macht. Wo dem Drang nach Erkenntnis ein Suchverbot entgegengestellt wird, bildet ein lähmender „sozialer Gehorsam“ den Maßstab des Verhaltens.

Aber „sozialer Gehorsam“ und Kunst schließen einander aus. Instrumentalisierte Kunst ist keine mehr.

Wie steht es da um einen Becher, der die Partei als Zensurinstanz seiner Texte anerkannte? Für ihn wurde es zur Normalität, Funktionäre wie Wilhelm Pieck oder Walter Ulbricht zu „Gutachtern“ und „Korrektoren“ zu machen.

Selbst im Exil war es wohl keineswegs bloßes Taktieren, wenn er das Erscheinen von Büchern mit dem Hinweis anmahnte, daß sie „trotz positiver Gutachten“ durch die Partei von „den Instanzen zurückgehalten werden“:

„1. Johannes R. Becher: Die Hohe Warte, Gedichte.

Schriftliches Gutachten von Gen. Pieck, außerdem hat dieses Buch Genosse Walter Ulbricht gelesen und hat mir gegenüber wiederholt erklärt, er halte es politisch für völlig einwandfrei.

2. Julius Hay: Der Gerichtstag, Drama.

Rezension des Gen. Pieck. Vorgeschlagene Änderungen wurden durchgeführt.

3. Willi Bredel: Der Sonderführer.

Rezension von Gen. Pieck. Gewünschte Änderungen wurden durchgeführt.“

Das hört sich seltsam militärisch an, wie eine Vollzugsmeldung für einen erfüllten Befehl. Doch es wäre zu einfach, dahinter nur den angepaßten oder verängstigten Dichter-Funktionär zu sehen.

Becher betrachtete Dichtung als Dienst, und das bestimmte ganz *freiwillig* Ein- wie Unterordnung: „Ja, um Dienst handelt es sich bei jeder großen Dichtung, Dichtung ist Dienst, nochmals betont allen denen gegenüber, die der Dichtung diesen dienenden Charakter aberkennen wollen und die sich um ein poetisches Prinzip bemühen, das nichts und niemandem dient außer sich selbst, eine Absurdität, die einige nur allzu verdächtige Dienstfertige irgendwelchen Dummköpfen plausibel zu machen bestrebt sind.“

Sehr bewußt stellt Becher ein Konzept von direkter gesellschaftlicher Einbindung dem von der absoluten Freiheit und Autonomie der Künste entgegen. Er setzte jedoch voraus, in der sozialistischen Gesellschaft existiere eine wahre Kollektivität, Kunst, Wissenschaft und Politik wirken einander befruchtend zusammen. Das Beschwören der „Großmacht Literatur“ (Literatur ist das „höchstentwickelte Organ eines Volkes zu seiner Selbstverständigung und Bewußtwerdung“) sollte die Rolle der Dichtung in der „neuen Gesellschaft“ festigen und der Einheit von Geist und Macht dienen.

Diese Vorstellung von einer „Literaturgesellschaft“ wurde schließlich theoretischer Hintergrund der kulturpolitischen Praxis in der DDR. Aus der Überzeugung von der besonderen Bedeutung der Künste für die Bewußtseinsbildung leiteten sich sowohl positive Folgen für Künstler (finanzielle Unterstützung, soziale Garantien, gesellschaftliches Ansehen) wie negative Auswüchse (politische Maßgaben, Zensur, schließlich Verurteilung) ab. Es funktionierte der Mechanismus: Wer fördert, kann auch ein- greifen.

Trotz der Eingriffe des Parteiapparates (oder gerade deswegen?) hat Becher bis zu seinem letzten Gedichtband „Schritt der Jahrhundertmitte“ (1958) an die „Macht der Poesie“ geglaubt und an ihre direkte Wirkungskraft. Weder bei seinem Funktionsverständnis noch bei der Kulturpolitik der SED handelt es sich um Auffassungen, die erst mit dem Marxismus oder schließlich gar dem „Real-Sozialismus“ in die Welt kamen. Vielmehr ist mit Eingebundensein und Autonomie ein Gegensatzpaar benannt, das es in der Geschichte der deutschen Literatur spätestens seit dem 18. Jahrhundert in verschiedenen Varianten einer „ähnlichen Polarität“ (Günter Giesenfeld) gab.

Auf andere Art so große Hoffnung

Nach dem Sieg über Hitler und seine Armee war Becher erfüllt von der Hoffnung, es könne alles „ganz anders“ werden. Er glaubte weiter an einen wirklichen Sozialismus. Wenn das nicht so wäre - wie Hans Mayer vermutet -, dann müßte alles nachfolgende im wirklichen Sinn LÜGE, HEUCHELEI, gerissener MACHTMISSBRAUCH gewesen sein.

Die ersten Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg waren für Becher trotz aller Desillusionierung eine Zeit, in der seine Vision konkrete Formen anzunehmen schien. Er sah sich als Dichter *und* Kulturpolitiker gebraucht. Becher wurde Mitbegründer des Kulturbundes und des Aufbau-Verlages sowie der Zeitschriften „Sinn und Form“ und „Sonntag“.

Das von ihm maßgeblich geprägte Konzept der kulturellen Erneuerung war bis zum Ende der vierziger Jahre noch durch einen offenen Dialog gekennzeichnet, der vielfältige Meinungsäußerungen einschloß, auf Annäherung und Vertrauensbildung orientierte und unterschiedliche Positionen nebeneinander gelten ließ. Die von Becher initiierten Freitag-Abendgespräche im Frühjahr 1948 führten im Kulturbund Menschen ganz verschiedener Herkunft und politischer Couleur zusammen: Günther Birkenfeld, Lotte Birkenfeld, Ingeborg Euler, Klaus Gysi, Wolfgang Harich, Peter Huchel, Stephan Hermlin, Alfred Kantorowicz, Fritz Klein, Stanislaw Kubitzki, Kurt Maetzig, Liselotte Merten, Wolfgang Paul, Herbert Roch, Herbert Sandberg, August Scholtis oder Heinz Willmann.

In den Gesprächen war es Becher, der Skepsis anmeldete, wenn man das „Ich“ mit dem „Wir“ vertauschte, und geradezu beschwörend klingt sein Appell: „Das ist das Erste, gegen das ‚Wir‘, gegen das schädliche Verallgemeinern, gegen das Schematisieren ...“

Selbstbewußt hoffte Becher, der Kulturbund sei als überparteiliche Organisation „stark genug, ohne administrative Hilfe seinen Weg zu gehen und eine Diskussion zu führen“. Energisch wandte er sich 1948 gegen Verdikte etwa Ludwig Renns, der einen jungen Autor wie Wolfgang Paul als „Anhänger einer neofaschistischen Nichtigkeitslehre“ glaubte verdammen zu müssen, weil dieser sich mit dem Existentialismus beschäftigte. Becher wertete es als „Dummheit und Blödsinn, den Existentialismus als Neofaschismus zu bezeichnen“, und versicherte, der Kulturbund habe mit „diesen Dingen“ nichts zu tun, er versuche vielmehr, „diese Dinge zu verhindern“.

1949 hat Becher dem mächtiger werdenden Walter Ulbricht signalisiert, er erwarte, daß der Kulturbund stärker zu Rate gezogen wird. Dialogische Strukturen traten jedoch ab Ende der vierziger Jahre - nicht allein aus innenpolitischen Gründen - zurück, normative Setzungen wurden zur offiziellen Kultur(Doktrin). Becher registrierte die zunehmende Beschneidung von Öffentlichkeit und das Kopieren stalinistischer Muster. Die im Zuge des kalten Krieges

sich in West und Ost verschärfende Abgrenzungspolitik wie auch die Gewißheit der staatlichen Teilung Deutschlands muß ihn besonders getroffen haben. Auf dem Ersten Deutschen Schriftstellerkongreß polemisierte er mit aller Kraft dagegen, die deutsche Literatur nach Zonen einzuteilen. Hoffnungsvoll vertraute er darauf, daß sie sich nicht in Zonengrenzen bannen lasse und ihr „über die Grenzen Deutschlands hinaus das Tor zur Welt wieder geöffnet wird“.

Becher forderte immer wieder: „Deutsche an einen Tisch.“ Noch in der Programmklärung des Ministeriums für Kultur vom März 1954 verteidigte er eine Einheit der deutschen Kultur. Seine Intentionen wurden von der SED-Führung scharf kritisiert. In Zeiten der Systemkonfrontation und der Hallstein-Doktrin gab es in Ost wie West keine Chance mehr, daß sein Traum vom „einig Vaterland“ angenommen wurde. Da für Becher die Preisgabe der gesellschaftlichen Veränderungen in der DDR nicht zur Diskussion stand, erhielt in einer zweiten Programmklärung vom Oktober 1954 der „Aufbau einer Volkskultur“ in diesem Staat Priorität. Daß er die Überlegenheit der sozialistischen Kunst quasi voraussetzte, ist Ausweis für sein „nur allzu beflissenes Bestreben, das sozialistische Experiment, wie es sich in seiner aktuellen Wirklichkeit darbietet, mit einer Apologetik zu umgeben“ (Becher).

Lyrische Träume als Verdrängung

Im Exil war das Dichten für Becher eine Möglichkeit, das Trauma der Verhaftungen, Deportationen, Prozesse und Erschießungen zu überwinden. Im Dichten fand er Trost, und er träumte sich in ein harmonisches Deutschland:

In meinem Holzhaus fliege ich nach Deutschland
Und laß mich nieder dort, nicht weit vom Urach,
Wo sich das Tal verengt, als wäre hier
Die Welt mit sanften Hügeln abgeschlossen.

Becher war ein Autor, in dem es ständig dichtete und der seine lyrischen Massenproduktionen ungehemmt hervorstoß. Eine solche subjektive Disposition kam den nach 1945 zunächst verständlichen beschwörenden Appellen und der Aufbauagitation entgegen. Das Dichten nach einem Schema machte es leicht, Auftragsarbeit zu leisten, egal ob es sich um eine „innere“ oder „äußere“ Forderung handelte. Die „Neuen deutschen Volkslieder“ entsprachen dem Ruf nach „Volkstümlichkeit“. Die einfachen Strophen- und Reimformen folgten einem überkommenen Formenkanon: statt literarischer Innovation verstaubte Tradition. Oder sollte Becher von vornherein der Glaube gefehlt haben, daß seine Leser etwas mit avantgardistischen Kunstexperimenten würden anfangen können? Das macht weder seine Widmungstexte noch die Porträtedichte besser: „Das Gewitter - Karl Marx“, „Du, Deines Volkes Bester“, „Für Walter Ulbricht“, „Festtag des Siegs“, „Der Staat“ und natürlich Gedichte auf Stalin: „Ein Mann, der alle Völker Frieden lehrt / Und der bei Lenin ging einst in die Lehre. / Ein Mann, in dem ein großes Volk sich ehrt, / Ein Mann, der hält es für die höchste Ehre // Wenn Ihn ein Volk den Mann des Friedens nennt ...“ oder: „In Stalins Blick zu lesen, / Suchen wir sein Gesicht, / Als wäre er ein Wesen, / Das täglich zu uns spricht.“

Diese und ähnliche Hymnen - Becher war freilich nicht der einzige Verfasser solcher Verse - provozieren in ihrer literarischen Struktur geradezu den Vergleich mit Texten von Hanns Johst oder Gerhard Schumann auf Hitler. Der 1890 geborene Johst hatte wie Becher als Expressionist begonnen und war unter Hitler Präsident der Reichsschrifttumskammer geworden. Auch Malereien oder Skulpturen der NS-Zeit mit ihrem vordergründigen Pathos sind von den Arbeiterhelden des sozialistischen Realismus nicht weit entfernt. Das zu konstatieren hat zunächst noch überhaupt nichts mit einer trivialen Rezeption der Totalitarismustheorie zu tun. Bei allen strukturgegeschichtlichen Unterschieden zwischen „autoritärer“, „faschistischer“, „nationalsozialistischer“, „stalinistischer“ und „poststalinistischer“ Machtausübung gibt es Gemeinsamkeiten: In totalitären Staaten bleibt das

einzelne sich seiner selbst bewußte Individuum nur ein Störfaktor im Gesellschaftsgetriebe. Die Szenarien des Personenkults gleichen sich, weil die *Massen* als Statisten nur die Kulisse für das ablaufende „grandiose Schauspiel“ (Klaus Vondung) abgeben. Wo Individualität und Widersprüche nivelliert werden, sind Forderungen nach dem *Typischen*, der (national-sozialistischen) *Perspektivgestaltung*, dem *positiven Helden* völlig natürlich. Die reale Aufhebung von Individualität findet im Ästhetischen ihre Entsprechung. Wenn in den zwanziger Jahren Typik und chorische Dichtung noch als künstlerisches Mittel zur idealen Darstellung eines neuen Kollektivmenschen funktionierten, konnten sie eigentlich seit den realen Erfahrungen von Faschismus und Stalinismus nur noch abstoßen. Aber allem Anschein nach provozieren ähnliche Varianten der Machtausübung vergleichbare künstlerische Strukturen.

Becher war ein jubelnd Hoffnender, aber auch ein an sich zweifelnder, suchender, verunsicherter, depressiver und verletzlicher Mensch. Grübelnd fragt er in dem lyrischen Text „Der Dichter“, ob er nicht zu allem unbrauchbar sei:

Es wuchs in ihm ein solches Unbehagen,
Das trieb ihn fort, und immer weiter fort.
Ihm war, als hätte er nichts mehr zu sagen.
Verbraucht und wertlos schien ihm jedes Wort.

Wie konnte er sich nur die Zeit vertreiben,
Darin er selber wie vertrieben war!
Welch eine Qual: er mußte bei sich bleiben,
Und war er nicht zu allem unbrauchbar!

...

Und war er nicht verflucht, der Allerletzte,
Er konnte nicht mehr vor sich selbst bestehn.
War der Zerfetzte und war der Gehetzte,
Und mußte ruhelos auf und nieder gehn -

...

Becher versuchte, „Trauerarbeit“ zu leisten, das geteilte zerbombte Land und die zerstörten Seelen ließen ihn nicht

triumphierend den heimkehrenden Sieger spielen. „Das wir leben ist Schuld“, heißt es in „Zu Ende die Schlacht“ (1948): „Es ist eine Angst / Vor einem Gedanken. / Es ist eine Angst, / Einen Gedanken zu Ende zu denken. / Es ist eine Angst, / Mit diesem Gedanken / Nicht mehr so weiterleben zu können / Wie bisher - ...“

Oder sollte auch dies nur ein Kokettieren mit der angenommenen eigenen Größe sein und die Suche nach Gemeinschaft der eigentliche Grund für Schuldeingeständnisse?

Der in Bechers Nachkriegslyrik dominierende Traditionalismus kann (unbewußt) als Schutz vor einem ungerechtfertigten Optimismus gewirkt haben. Die eigentliche Motivation - abgesehen von einem vielleicht Nicht-anders-Können - dürfte wohl der nicht zu erschütternde Glaube des Autors gewesen sein, durch direktes Anknüpfen an die humanistischen deutschen Traditionen das faschistische Erbe überwinden zu helfen, mit utopischen Heilerwartungen zu überzeugen, durch Beschwörungsformeln die Zukunft zu zwingen und dem einzelnen Mut einzureden. Die Nähe zu einer religiösen Hoffungsethik könnte hier ebenso einen Grund haben wie in der nur verdrängten religiösen Bindung Bechers. Die große Anzahl von Licht-, Gerichts- oder Erlösungsmetaphern sind eine Folge. Auch seine „Sonettenraserei“ ist Ausdruck des Bemühens um eine Auflösung von Widersprüchen.

Die Grundstruktur der Sonette Bechers - Erregung, Steigerung, Lösung - funktioniert nach dem inhaltlichen Schema: „das erste Quartett als These, das zweite als Antithese und die folgenden beiden Terzette als Synthese“. Es geht also um Widerspruch und Widerspruchslösung auf einer „höheren Stufe“. Das Gedicht als dynamisches Ganzes, das den durchschaubaren „großen Zusammenhängen“ der Wirklichkeit folgt. „Bei keiner Dichtungsart“, schreibt Becher, „kann man sich so wenig auf ‚Intuition‘ verlassen wie beim Sonett. Der Sonettedichter ist Konstrukteur vor allem, wobei ihm nur dann eine poetische schöpferische Konstruktion gelingen kann, wenn er gelernt hat, denkend zu fühlen und fühlend zu denken.“

Zwischen Dichter und Funktionär

Johannes R. Becher hat sich auch nach 1945 den gesellschaftlichen wie individuellen Widersprüchen nicht frei gestellt. Er blieb ein Harmonisierer und autoritären Denkstrukturen verpflichtet. Schwere Konflikte suchte er mit Verhaltensmustern zwischen den Extremen DISZIPLINIERUNG und FLUCHT zu lösen: bedingungslose Einordnung, Verdrängung, lyrische Kompensation und, wo das nicht half, Rausmittel und schließlich (abgesicherter?) Suizidversuche.

Mehrfach in seinem Leben sah Becher keinen anderen Ausweg als den *Selbstmordversuch*. Anzunehmen ist, daß der Suizid für ihn wie ein Spiel funktionierte und entlastend wirkte. Eine Notiz im „Tagebuch 1950“ deutet darauf: „Das Leben gewaltsam zu unterbrechen, ihm künstlich eine neue Richtung zu geben - das ist mitunter auch ein Anlaß zum Selbstmord (Selbstmordversuch). Man kann danach nicht mehr so weiterleben wie bisher. Ein anderes beginnt. Neugierde darauf, Sehnsucht danach. Denn die Mehrzahl der Menschen will, daß es anders werde.“

Vielleicht hat sich Becher oft mehr Mut gewünscht und sich vorgenommen, seine Stimme zu erheben wie ein Volkstribun, vielleicht wollte er sich vor Verfemte stellen. Im Exil, wo ihn selbst Verhaftung und Repressalien hätten treffen können, hat er es mit wenigen Ausnahmen - etwa im Falle von Georg Lukács - nicht getan, auch nicht bei Hans Günther und Karl Schmückle, den engsten Mitarbeitern in der „Internationalen Literatur“. Nach dem Selbstmordversuch im September 1942 funktionierte er von neuem. Reumütige Briefe an das ZK der KPD und Georgi Dimitroff zeigen, er wurde wieder der Alte ... Und Becher hat zu den Prozessen der fünfziger Jahre in der DDR geschwiegen.

Die Frage, ob Macht verdirbt, vermochte er nicht direkt zu beantworten. Nahezu folgerichtig versuchte er zunächst zu erklären, daß „unsere Macht eine andere (ist) als die, welche uns entgegensteht“. Und er setzte als Prämisse voraus: „Unsere Macht ist weitgehend eine solche, die einen kollektiven Arbeitsstil entwickelt und worin der Mächtige nicht

allmächtig ist.“ Aber dann kamen ihm doch Bedenken, und nach einem langen redundanten Ausholen gestand er ein: „Der, der Macht ausübt, widersteht nur selten der Versuchung, diejenigen Menschen, die ihn umgeben, nicht als seine ihm untergebenen zu behandeln. Nur allzu leicht wird er bequem, er duldet keinen Widerspruch und wünscht, daß der andere Mensch gehorcht, blindlings ihm vertraut, funktioniert. Empfindlich wird der Machtausübende, wenn ihm Kritik entgegenschlägt; ungeduldig wird er, wenn ein Befehl, den er erteilt hat, nicht sofort ausgeführt wird; unmenschlich kann er sein, wenn Menschen sich nicht so verhalten, wie er geruht anzuordnen.“

Ohne Zweifel spiegelt dieses Nach-Denken „realsozialistische“ Erfahrungen der frühen fünfziger Jahre wider: Die SED verstand sich als unangreifbare MACHT. Ihre Forderungen nicht nur an Künstler wurden unangemessen aggressiv, und repressive Maßnahmen bildeten in wachsendem Maße die Kehrseite von staatlicher Förderung. Walter Ulbrichts Schelte auf dem III. Parteitag der SED 1950 wegen des vermeintlichen Zurückbleibens der Künste hinter den Tagesaufgaben hatte symptomatischen Charakter. Es folgten die Kampagnen gegen westliche Dekadenz und Formalismus. Verlangt wurde ein „Gesinnungsrealismus“, der im wirklichen Sinne formal und in seinem Kern weit mehr „bürgerlich realistisch“, denn sozialistisch war. An den Formalismus-Verdikten beteiligte sich Johannes R. Becher als Mitglied des ZK der SED nur zögernd. Salomonisch forderte er dazu auf, „im Kampf gegen den Formalismus nicht selbst zu einem Formalisten“ zu werden, um dann mit Warnungen vor einer „entstehenden Kriegsliteratur“ im Westen der eigentlichen Problematik aus dem Wege zu gehen.

Anfang der fünfziger Jahre wurden im Westen mehrfach Anwürfe gegen seine Person laut, in denen er als Parteidichter, „Barde Moskaus“, Dulder von Unrechtsprozessen gegen Andersdenkende geißelt und die Tötung der Fany Fuß als Mord verurteilt wurde. Erschwerend wirkte der „Offene Brief“ seines Sohnes. Thomas Becher distanzierte sich vom Leben des Vaters ebenso wie von dem, was der un-

ter dem Namen Sozialismus aufzubauen hoffte. Er stellte bohrende Fragen: „Erkennst Du nicht, daß Deine Macht nur eine Illusion ist? - Daß das Deutschland, von dessen Aufbau Du jahrelang geträumt hast, ... mißbraucht wird? Und alles das geschieht mit Deinem Namen, einem Namen, den jeder Deutsche kennt und dem viele vertrauen.“ Becher sah den Brief als Bestandteil einer politisch gesteuerten Kampagne, und das machte es ihm nach außen leicht, den Bruch zu verkraften und die aufgeworfenen Fragen mit empörter Rhetorik zu verdrängen. Innerlich aber müssen ihn der Komplex von Vorwürfen wie die selbst erahnten Widersprüche bis ins tiefste getroffen haben. Wie anders ist zu erklären, daß er wiederum in eine Grenzsituation geriet und glaubte, nicht mehr weiterleben zu können?

Becher sollte nicht pauschal intellektuelle Unredlichkeit angelastet werden. Bis in die frühen fünfziger Jahre finden sich Briefe und Vorschläge an das ZK der SED und an den seine Machtpositionen ausbauenden Ulbricht, die seine Suche nach Wegen zu einem demokratischeren Sozialismus dokumentieren. Er kannte die nur aus taktischen Gründen verschleierte tiefe Intellektuellenfeindlichkeit im Apparat. Kurz vor dem 17. Juni 1953 brachte er „Vorschläge zur Verbesserung der Lage der Intelligenz und unserer Intellektuellen-Arbeit“ ein. Daß er sie sowohl an Ulbricht, das ZK der SED als auch an Wladimir Semjonow, die Schlüsselfigur der sowjetischen Deutschlandpolitik jener Jahre in der DDR, adressierte, spricht für sein Mißtrauen. Der gleiche Becher aber meinte in seinem Tagebuch „Auf andere Art so große Hoffnung“ nüchtern-kalt: „Feinde der Menschheit sind unschädlich zu machen! Auf menschliche Art natürlich und in öffentlichen Gerichtsverfahren, wenn irgend möglich.“ Wenn irgend möglich, das provoziert geradezu die zynisch anmutende Frage, ob die vielen zu Unrecht Verurteilten der vierziger/fünfziger Jahre und schließlich Walter Janka, Gustav Just, Wolfgang Harich, Ralf Schröder oder Heinz Zöger nicht gar noch Glück gehabt haben ...!?

Becher, der sich einerseits bemühte, eine offene Atmosphäre für Kunst zu schaffen, und Ulbricht aufforderte, endlich ein Ministerium für Kultur zu gründen, wandte sich an-

dererseits bei kritischen Rezensionen seiner Werke an das ZK oder bewertete z. B. auf einer ZK-Tagung Erich Loests Beitrag „Elfenbeinturm und Rote Fahne“ als einen „feindlichen Artikel“. War das Wirklichkeitsverlust, Parteidisziplin, gekränkte Eitelkeit, Naivität, Zynismus, Bewußtseinspaltung? Vielleicht war Becher selbst noch nach dem 17. Juni der Auffassung, daß es um „die Sache“ ginge, Taktieren notwendig und Kritik hilfreich sei. Warum hat er dann jedoch gerade nachweislich „Schwächere“ angegriffen und vor allem zu einem Zeitpunkt, da das „Kräfteverhältnis“ geklärt war?

Die Enthüllungen auf dem XX. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 müssen auf Becher erneut wie ein Schock gewirkt haben, den er aber in der Öffentlichkeit nicht eingestand. Als auf der 27. Tagung des ZK des SED am 30. März 1956 die Geheimhaltung der Chruschtschow-Rede verfügt wurde, stimmte Becher nicht gegen den Beschluß, er merkte lediglich zaghaft an, für die Intellektuellen sei „keine saubere Argumentation zur Hand“! Seine seelische Erschütterung lassen einige Gedichte und Abschnitte des vierten Bandes der „Bemühungen“ ahnen.

Schuldbekennnis und Selbstanklage in den Texten mögen auf den ersten Blick für Becher und eine antistalinistische Gesinnung sprechen. Doch auch zu diesem Zeitpunkt war es ihm nicht möglich, die Dinge beim Namen zu nennen. Schwerste Verbrechen und Mord charakterisierte er verschämt als „gewisse Ereignisse“. Die Erschütterung war schnell verdrängt, es blieb beim literarischen Masochismus, erneut waren „Rücksichtnahme“ und Selbstzensur die Konsequenz. Wieder mußten dafür die „Klassenkampfsituation“ und „der Gegner“ herhalten, auch die Ungarn-Ereignisse werden nicht ohne Wirkung auf Becher geblieben sein. Die nach dem XX. Parteitag der KPdSU geschriebenen Abschnitte wurden von ihm in den Korrekturfahnen gestrichen. Hinzu kommt, daß er einige der stärksten Gedichte zur Problematik „Stalinismus, physischer Terror und geistige Repression“ nicht in die Sammlung „Schritt der Jahrhundertmitte“ aufnahm.

Bechers spät diagnostizierte Krebs-Erkrankung und die

Tatsache, daß er selbst wiederholt zum Gegenstand heftiger Kritik wurde, haben sein „Widerspruchspotential“ schließlich fast gänzlich aufgebraucht. Er hatte ANGST. Auf der Einladung zur 28. Tagung des ZK der SED vom Juni 1956 findet sich die handschriftliche Notiz „Ich habe vor Angst verlernt ...“, dann bricht der begonnene Satz ab. (Angst und Mut sind moralische Haltungen. Da Angst und Mut Bechers intellektuelle Physiognomie stark beeinflußt haben, können sie bei der Interpretation seiner Dichtung und Essayistik nicht ausgeklammert werden.)

Becher hat weder selbst Alternativen zur offiziellen Parteilinie entwickelt, noch sich den Gegenpositionen anderer angeschlossen. In Einzelfragen meldete er durchaus Widerspruch an, fügte sich aber letztlich den Beschlüssen und hat diese auch vertreten. Der innere Zwang, einen Bruch mit der Partei unter allen Umständen zu vermeiden, hing mit seiner Überzeugung zusammen, der Sozialismus eröffne Menschheitsperspektiven. In Bechers Verhalten allein die zweifellos mitwirkende Charakterschwäche zu sehen, ist wenig aufschlußreich. Hier waltete das Grundmuster eines parteiinternen Denkhorizonts. Dazu gehörte die Parole „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns“ ebenso wie die Erfahrung, daß wechselnden Parteistrategien bedenkenlos selbst engste „Mitstreiter“ geopfert wurden. Becher mag dies zuweilen als beklemmend empfunden haben, spielte jedoch mit. Ein dokumentarisch belegbarer Vorgang soll dies verdeutlichen:

Zwischen den Ungarn-Ereignissen im Herbst 1956, der Verhaftung von Wolfgang Harich, Walter Janka u. a., den nachfolgenden Prozessen sowie Bechers Rede auf der 33. ZK-Tagung im Oktober 1957 lagen eine Reihe von „Einschnitten“. Sie betrafen Becher und seine Stellung im Partei- und Staatsapparat direkt. Auf der 29. Tagung des ZK der SED im November 1956 wandte er sich gegen Ulbricht, der die vermeintliche „Konterrevolution“ in Ungarn in diffamierender Weise den Intellektuellen im Budapester Petöfi-Klub anlastete: „Aber, lieber Genosse Walter, es war doch nicht nur dieser Petöfi-Klub. Wir wissen doch alle, daß auch in Großbetrieben einiges los war, auch in einigen kleinen Be-

trieben, nicht nur im Petöfi-Klub ... Das Versagen der Partei bedeutet doch, daß ein tiefes Verschulden der Partei vorlag, deren Führung doch aus alten Bolschewiken und erfahrenen Politikern bestand.“ Mit dem Hinweis auf sein Gedicht „Haus des Gähnens“ machte er zudem aufmerksam auf die offenkundigen Erstarrungen im eigenen Parteiapparat. Bemerkenswert ist, daß seine Rede in der verbissenen ZK-Atmosphäre „locker“ aufgenommen und von ironischen Zuredungen unterstützt wurde.

Die Situation auf der 30. ZK-Tagung vom 30. Januar bis 1. Februar 1957 stellte sich gänzlich anders dar. Becher war erkrankt und konnte nicht teilnehmen. Spätestens hier trat der langfristig gesteuerte parteioffizielle Kurs gegen reformerische Intellektuelle in ein neues Stadium. Inzwischen war Wolfgang Harich verhaftet worden. Allem Anschein nach lag ein Dossier mit seinen Thesen den Teilnehmern vor der Tagung zur Einsicht vor. Darin war unter anderem die Rede von einer Ablehnung des Führungsanspruches der SED. Ulbricht konnte daher in seinem Beitrag aggressiv Verbindungen zwischen Harich und dem Petöfi-Klub sowie den „konterrevolutionären Aktivitäten“ in Ungarn herstellen. Und als schließlich durch Erich Honecker die Forderung erhoben wurde, eine „Prüfung der Haltung bzw. der staatsfeindlichen Tätigkeit einiger Genossen“ vorzunehmen, war die Richtung des Angriffes vorgezeichnet. Gegen wen dieser letztlich mit zielen mußte, signalisierte Willi Bredel, für den der Kulturbund in seiner Struktur und Arbeitsweise in der Gefahr stand, zum „Schlupfwinkel“ für „staatsfeindliche Machenschaften“ zu werden.

Auf der 31. Tagung des ZK der SED im März 1957 muß es zu einem Disput zwischen dem Leipziger SED-Bezirkssekretär Paul Fröhlich und Johannes R. Becher gekommen sein, in den Protokollen finden sich dafür keine Belege. Becher sprach auf dieser Tagung nicht. Für ihn spitzte sich die Situation zu, denn die Intellektuellenverfolgung weitete sich aus, und gegen Walter Janka als weiterem vermeintlichem „Drahtzieher“ des konterrevolutionären Komplots wurde ein Prozeß vorbereitet.

Auf der 32. Tagung des ZK der SED Anfang Juli 1957

(kurz vor dem Prozeß gegen Janka) war Becher nicht anwesend. Massiv wurden aber gerade hier von Alfred Neumann, Kurt Hager, Alexander Abusch, Kuba sowie Paul Fröhlich Angriffe gegen den Kulturbund, die Intelligenz und schließlich Becher selbst vorgebracht. Unmißverständlich wurde gefordert, der Kulturbund müsse eine „Wendung“ zur „sozialistischen Erziehung der Intelligenz“ nehmen.

Es war Paul Fröhlich, der die Angriffe auf die Person Bechers konzentrierte. Er stellte Übereinstimmung zwischen ihm und der Haltung des schon seit März ausgegrenzten Germanisten Hans Mayer fest und fragte, wie lange es sich die „guten Genossen Schriftsteller“ gefallen lassen wollen, daß in Leipzig „durch die Wirkung von Professor Hans Mayer die revolutionäre Arbeiterliteratur seit jeher abgelehnt wird“. Es folgte der verdiktsetzende Vorwurf, man erziehe dort „Kader auf der Grundlage der bürgerlichen Dekadenz“ und erlaube sich, „die Dekadenz in der bürgerlichen Literatur als das Beste, Umfassendste und Schönste hinzustellen“. Damit war genug Munition gesammelt, um den Kulturminister aufzufordern, „vor dem Zentralkomitee seinen Standpunkt in dieser Frage“ zu erklären. Und Fröhlich ging noch weiter: er vermutete „ideologische Wurzeln“ hinter Bechers Haltung „gegenüber dem Abbremsen des Kampfes gegen die Dekadenz in der Literatur“.

Becher ein ideologisch schwankender Abbremsler - das war ein Vorwurf, der nach außen wie innen Wirkung zeigen mußte. Becher versuchte auf den im „Neuen Deutschland“ in abgeschwächter Form veröffentlichten Beitrag Fröhlichs zu reagieren. Aus Bad Saarow schickte er am 25. Juli seine „Antwort auf die ‚Linie‘ des Genossen Fröhlich“ direkt an Ulbricht. Wohl noch immer hoffte er auf Ulbrichts Einsicht, darauf, daß seine Argumente zählen und seine Dichter-Persönlichkeit unangreifbar ist.

In seiner Verteidigung mischen sich Selbstkritik, Abwehr, Angriff und Abschwören. Die verschiedenen Fassungen der „Antwort“ dokumentieren Selbstzensur ebenso wie taktierende Selbstkritik. Ulbricht reagierte ablehnend, und so blieb der Beitrag ungedruckt. Bechers Rede auf der 33. Tagung des ZK im Oktober 1957 - mehr noch die überar-

beitete Fassung - belegt, daß seine vorsichtige Gegenwehr gebrochen war. Er suchte sich mit schonungsloser Selbstkritik aus der Schußlinie zu bringen. Sein Beitrag endet mit einem Selbstzitat:

„Seht, Großes wird vollbracht!
Das Volk schafft sich sein Leben.
Und war der Weg auch schwer,
Ein Jubel sich erhebt.
Seid euch bewußt der Macht!
Daß ihr sie nie, nie mehr
Aus euren Händen gebt.“

Der Text ist Zeugnis für Bechers fast wollüstige Disziplinierung und auch für seine Auffassung, daß es die Macht um jeden Preis zu erhalten gelte. Er erkannte wohl die Notwendigkeit von Reformen, aber es ließ ihn die Angst nicht los, im Ergebnis entstünden Verhältnisse, um deren Überwindung es ihm als Dichter und Politiker eigentlich gegangen war.

Von äußeren Widersprüchen und inneren Qualen ist in Bechers zu Lebzeiten veröffentlichten Texten nur wenig zu spüren. Erst der letzte Gedichtband „Schritt der Jahrhundertmitte“ deutet Modifizierungen an.

Die zunehmenden Deformationen des „Real-Sozialismus“ und die Gespaltenheit der Person Bechers scheinen sich gerade im Verschweigen wie Verklären zu bestätigen. Der Politiker Becher läßt den Dichter Becher nur in Ausnahmen die Abgründe des Ichs an die Oberfläche und in die Struktur der Texte holen. Das Über-Ich arbeitet als Zensor, und wo es beim Schreiben nicht eingreift, waltet es vor der Drucklegung: Schubladentexte! Der Widerspruch zwischen Dichten und Funktionieren erwies sich für Becher als unauflöslich.

Du, meine deutsche Heimat

Du, meine deutsche Heimat, die so schwer
Darniederliegt - muß ich dich auch verklagen
Und zähle alle die Verbrechen her,
Um derentwillen du so schwer geschlagen:

O Niederlage, aller Niederlagen
Schmachvollste - dennoch ruh ich nimmermehr,
Bis ich in meine Heimat wiederkehr,
Um mitzutragen, was ihr aufgetragen.

Deutschlands Verderben hab ich mitbesiegt.
Mein Bestes gab ich, Deutschland, dir zu eigen.
Mein alles bist du. Ich - der deine, ganz.

O Heimat, die so schwer darniederliegt!
Ich konnte dir die Wahrheit nicht verschweigen.
Wahrheit! Dein Licht ist Auferstehungsglanz.

Johannes R. Becher an Lilly Becher

Berlin, 11. Juni 1945

Mein Liebstes! Nach einer guten Fahrt im Rauchsalon angekommen. Es ist sehr schwer, den Eindruck zu schildern. Die Autofahrt durch ein Ruinenviertel erschütternd. Vom Flugzeug sieht das alles wie Gerümpel aus, aber bei der Fahrt durch die Stadt erheben sich nun rechts und links gespensterhaft, kilometerlang die Fassaden, wie bereit zum Einsturz, die Trümmerberge und Schutthalden, und auf den aufgeräumten Straßen die Rückkehrer: Auf Fahrrädern, oft die Frau sich am Rücken des Manns festhaltend mit Pappschachteln, Kartons - die Fahrräder oft ohne Reifen, nur auf den Felgen dahinknatternd. Dann Leute mit Schubkarren - ein groteskes Bild, diese verschiedenartigen Aufzüge. *Sehr* schöne Plakate der Roten Armee, die Verkehrsreglerinnen ein frohes Bild, überall Rotarmisten, Lastwagen etc. Die Berlinerinnen sehr gut angezogen. Einquartiert zu-